

Freudens-Schwellen des Verlebten ernst zu nehmen. Es war bei Friedrich das Dankesgeschmeisse, das ihr Königreiche zu Füßen legte, Kronen auf die dunklen Locken drückte, sie in weite Purpurnägel hüllte.

Drei Wochen flossen in einem Fest- und Feiertumel dahin. Jeder Tag sah Friedrich und die Dreizehner besessen. Sie dachten an kein Ende ihrer Zweisamkeit. Bis ihm die Geliebte an einem Abend selbst eröffnete, daß Friedrichs Vater den Wunsch ausgesprochen habe, sie möge während der Anwesenheit der preussischen Gäste nach Warschau reisen; König August habe ihr daraufhin seine Gala-Karte zur Verfügung gestellt. Friedrich war fast vor Schreck. Er witterte Ränke, die ihn von der Gräfin trennen wollten. Der Schmerz drohte ihn zu ersticken, dieser jugendlich erste Enttäuschungsmoment, der oft zum Selbstmord, zum Löschen des unerträglichen Leidens führt.

Aus Briefen an seine Schwester Wilhelmine wissen wir, wie schwer Friedrich der Abschied von der Dreizehnerin wurde. Er konnte sie nicht vergessen. Auch dann nicht, als August ihm als „Erst-“ die Tänzerin formaler zuführte. Man gab ihm eine schöne Schilvin, die auf Befehl ihres Herrn in seinen Besitz überging. Sie war nicht die Frau, die ihn nach dem Erlebnis mit Anna Katharina fesseln konnte.

Nach noch vielen Jahren gedenkt er der Gräfin und schreibt an Voltaire: „Eine lebenswürdige Person hauchte mir in meiner jenseitigen Jugend zwei Leidenschaften auf einmal ein: Liebe und Dichtkunst. Dieses kleine Wunder der Natur, mit allen nur möglichen Reizen begabt, beschloß mich und verführte mich beides mitzuteilen. In der Liebe ist es mir vortrefflich, in der Dichtkunst schlecht gelungen. Seit jener Zeit war ich öfter verheiratet und alle Zeit Dichter.“

Wir haben keinen Grund, wie es von manchen fragwürdigen Seiten geschehen ist, auf einen von den beiden Menschenkindern, die sich beglückten, einen Stein zu werfen, denn „ich glaube nicht, daß Cato Cato war, als er jung war.“

Ueberraschender Besuch

Es klingelt. Bald darauf meldet das Mädchen eine liebe Freundin des Hauses oder einen guten Bekannten an. Vater, Mutter und Tochter wechseln einen bestürzten Blick. In Eile räumt die Hausfrau mit der Tochter allerlei Kleinigkeiten fort, die herumliegen und dem Zimmer ein nicht gerade ordentliches Aussehen geben, während der Hausherr den Hausstock mit einem besseren verläßt. Dann läßt man bitten. Der Besuch sitzt und sitzt, so daß man, da die Abenddämmerung schon längst herangekrochen ist, den Gast wirklich auffordern möchte, zum Essen zu bleiben. In Gedanken überschlägt die Hausfrau die Vorräte in der Speisekammer; das Resultat ist niederschmetternd; es sind nur noch ein paar Reste da, die gerade noch für die Familie reichen würden, und die Küben sind bereits geschlossen. So kommt denn die Aufforderung an den Gast sehr zögernd, und die Folge davon ist, daß dieser natürlich dankend ablehnt. Und das ist oft schade. Eine improvisierte Einladung kann so reizend sein, und man sollte in dieser an Freude nicht gerade überreichen Zeit eine hübsche Stimmung festhalten und anderen und sich ein paar schöne Stunden bereiten, wo es nur immer möglich ist.

Ich habe eine reizende Freundin, die nicht einmal eine glänzende Hausfrau ist und doch als Musterbeispiel für die Aufnahme überraschender Besucher gelten kann. Sie ist immer „angezogen“, und besorgt sie ihren kleinen, mädchenlosen Haushalt, so trägt sie eine Verkleidung, die ein nettes Tageskleid vollkommen schützt, und die sie — kommt Besuch — rasch ablegen kann.

Man kann zu ihr kommen, wann man will, immer ist sie gerüstet. Zigarren, Zigaretten, Likör, Konfekt stehen bereit. Tee oder Kaffee macht sie mittels elektrischer Geräte am Tisch, nicht in der Küche, um zu vermeiden, daß ihr Galt lange Zeit allein bleibt und sich langweilt. Seltene Hände beim Tischdecken oder Kaffeemahlen liebt sie sehr, und schon während dieser Beschäftigung plätschert die Unterhaltung munter dahin. Meist holt sie dann aus einem Blech- oder Porzellankasten kleine Teekuchen hervor, vielleicht einfache Mürbeteigplätzchen, die sie selbst bestreut, und von denen sie nun je zwei mit Gelee oder einer feinen Marmelade verbindet. Ein anderes Mal hatte sie kleine Törtchen, die sich im festverschlossenen Blech kasten gleichfalls lange frisch halten und belegt sie mit eingemachten Früchten: Kirschen, Aprikosen oder Erdbeeren und zur Lustzeit auch

Engelglauben

„So bangst dir nicht, daß ich dir untreu werde? Und daß ich deine Liebe schändlich verrät?“ Du lächelst ernst: „Der Bund bleibt unverlezt.“

Weil ich die Engel darum innig bat.“

„Doch wenn mein Teufel stärker wär“ als sie? Der Teufel wohnt in mir, in meinem Blut. Mit ihm zu ringen braucht es Kraft und Mut. Was sagst du drauf?“ — Mein Engel läßt mich nie!“

„Du gutes Kind, du stehst im Heiligenchein, In den zu knien du göttig mir erlaubst. Ich will mein Leben lang stets dein nur sein. Ich glaub' an dich, wie du an Engel glaubst.“



mit frischen, eingezuckerten. Am Abend hilft sie sich bei plötzlich hereinschneitenden Güssen häufig mit Konserven, von denen sie stets einen kleinen Vorrat in der Speisekammer hält, den sie immer wieder ergötzt. Einmal gibt es Würstchen aus der Küche, die sie rasch erwärmt, ein anderes Mal gibt es Süße oder Krabben; zu diesen mischt sie eine Mayonnaise, die sie ebenfalls im Glase vorrätig hat. Manchmal vermischt sie auch ein gutes Büschenge- müse mit der Mayonnaise und stellt so in wenigen Minuten einen sehr schmackhaften Salat her. Immer aber hat sie eine kleine Besonderheit oder Ueberraschung, um dem Gast eine Freude zu machen; immer ist ein überraschender Besuch bei ihr ein kleines Fest, wenn auch nur ein ganz kleines. Aber gerade weil man bei Besuchen dieser Art eigentlich keine Erwartungen in materieller Beziehung hat, lösen kleine kulinarische Genüsse, die ein wenig von dem Alltäglichen, was der Familienkreis bietet, abweichen und mit Liebe bereitet sind, besondere Freude aus und helfen zu einer angeregten Stimmung beitragen.

Ruth von Kropff.

Krankheit des Sommers

von Dr. Kurt Rappert.

DRÖSE. Unter dem Einfluß der sommerlichen Hitze pflegen alljährlich Darmerkrankungen in gehäufte Zahl aufzutreten. Die Sommerwärme schafft den verschiedensten, krankmachenden Bakterien in unseren Nahrungsmitteln, in Fleisch, in Wurst und Milch, einen besonders günstigen Nährboden. Mücken und Fliegen, die in der Auswahl ihrer „Lecherbissen“ gewiß nicht wählerisch sind, übertragen gleichfalls oft allerlei Krankheitskeime. Diese werden dem Körper auch leicht durch schmutziges Obst und unzureichend gepuhte Gemüse, Salate und dergleichen mehr zugeführt. Wenn trotzdem im Sommer bei vielen Menschen alles gut geht, so beweist dies, daß für eine Erkrankung noch ein anderes Moment, nämlich die persönliche Anfälligkeit als entscheidender Faktor hinzukommt. Am meisten gefährdet ist dabei der Säugling, der früher, als man der Hygiene der Milch noch nicht die genügende Aufmerksamkeit schenkte, nicht selten dem sommerlichen Darm-Katarrh zum Opfer fiel. Heute vermögen wir durch den Bezug der Milch aus einwandfreier Quelle, durch peinliche Sauberhaltung der benutzten Gefäße, durch Abkochen und Kühlhalten der Milch den Säugling wirksam zu schützen. Selbstverständlich ist und bleibt es der beste Schutz, wenn die Mutter den Säugling an der eigenen Brust stillt. Häufig schaffen wir, mehr oder minder unbewußt, die Anfälligkeit für Magen-Darmerkrankungen uns selbst durch den Genuß eiskalter Speisen und Getränke. Die so erfolgende, rasche Wühlung verursacht, zumal wenn wir erhit sind, eine Reizung der Magen- und Darmmuskulatur und steigert dadurch deren Empfindlichkeit gegenüber den erwähnten Schädlichkeiten. Darum Eis und eiskühle Flüssigkeiten vermeiden, wenn man erhit ist, und Speisefetts nur langsam und in kleinen Bissen verzehren!

Niemand kann und soll an heißen Tagen, wenn einem die Zunge am Gaumen klebt, einen Schluck frischen Wassers zur Stillung seines Durstes entbehren, aber auch hierbei ist zur Vermeidung von Darmkatarrhen oder gar typischen Erkrankungen eine gewisse Vorsicht von Nöten. Vor allem vermeide man auf Wanderungen Wasser unbekannter Herkunft

zu genießen. Nur Wasser aus einem klaren Gebirgsquell kann als hygienisch einwandfrei gelten. Auf Touren ist es am besten, etwas kalten Tee, Kaffee oder dergleichen mitzunehmen.

Nicht ungefährlich ist auch die Verbindung von Wasser und Obst. Durch neuere, wissenschaftliche Untersuchungen wissen wir, daß reichlicher Genuß von Wasser nach kurz vorhergegangenem Verzehr von Kirschen, Stachelbeeren oder Weintrauben diese im Magen stark aufquellen läßt. Dadurch werden die Magen-Darmwände gedehnt, ein Druck gegen den Atemmuskul und das Herz ausgeübt, und es kann dabei im äußersten Falle durch völlige Darmlähmung zu plötzlichen Todesfällen kommen. Was für gewöhnliches Wasser und Obst gilt, gilt natürlich auch für Selterswasser, Bier usw. Darum vermeide man nach vorangegangenen Obstessen den Flüssigkeitsgenuß entweder ganz, oder schiebe ihn wenigstens einige Zeit hinaus. Schließlich sei noch auf die Gefahr des Genußes von unreifem Obst hingewiesen, das Stoffe enthält, die die Darmtätigkeit in ihrer Tätigkeit hemmen und zu einer Lähmung der Darmmuskulatur führen können. Wird gar zu unreifem Obst noch Wasser getrunken, so findet neben einer starken Verflüssigung des Stuhlganges eine vermehrte Gasbildung statt, und es wird damit gleichfalls die Gefahr einer tödlichen Darmkolik heraufbeschworen. Zum Glück sind dergleichen Fälle selten, und die sommerlichen Darmkatarrhe verlaufen überhaupt meist harmlos.

Die Beachtung der nötigen, vorbeugenden Maßnahmen, wie Kühlhalten der Speisen, Schutz vor Fliegen und Insekten durch Bedecken der Nahrungsmittel, sorgfältiges Putzen der Gemüse, Backen oder Schälen des Obstes vor dem Genuß u. a. m., werden die sommerlichen Darmkatarrhe weitgehend verhüten helfen. Zeit ein solcher aber mit Fieber oder mit stärkerer Beeinträchtigung des Allgemeinbefindens auf, soäume man nicht, unverzüglich ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Aus dem Engen und Weiten

„Erstend folgt er ihren Spuren...“

Wenn wir früher diese bekannten Worte aus der „Glocke“ lesen, haben wir uns wohl nie Gedanken darüber gemacht, wie schwierig es für den verlebten Jüngling sein kann, den Spuren einer Schönen zu folgen. Wohlgerichtet: den Spuren der richtigen Schönen, denn schließlich sind sich doch die Zukunftsdrücke der jungen Mädchen, wenn nicht eine von ihnen eine besonders „hohe Hausnummer“ trägt, im großen und ganzen recht ähnlich. In Erkenntnis dieser Schwierigkeit hat nun Frau- lein Marjorie King, eine bekannte Filmschönheit, Mitleid mit ihren Anbetern empfunden (ein Filmstern besitzt deren natürlich eine ganze Anzahl). Um es ihnen leichter zu machen, ihren Spuren zu folgen, hat sie sich auf die Sohlen ihrer herrlichen Schuhe ihr Monogramm anbringen lassen. So daß unangenehme Verwechslungen in Zukunft nicht mehr möglich sind und Schön-Marjorie sicher sein kann, daß die erstend folgenden auch auf der richtigen Spur bleiben. Diesen Gang der Dinge hat Schiller scharfsinnig vorausgesehen, als er seine Verse dichtete.

Kindergeschrei im Lautsprecher.

Der Rundfunk hat seit kurzem auch in das Kinderzimmer der amerikanischen Familie seinen Einzug gehalten. Man verkauft drüben heute Wiegen mit einem daran befestigten Mikrophon, das, wenn Baby schreit, die lieblichen Töne auffängt, nach dem Lautsprecher der Eltern weiter leitet und dort, durch einen Lautsprecher verstärkt, mit erfreulicher Deutlichkeit zu Gehör bringt. Die Erfinder dieser menschenheitsbeglückenden Neuerung haben aber noch weiter gehende Pläne. Sie wollen es ermöglichen, daß die Eltern, wenn sie bei Bekannten auswärts sind, „Babys Welle“ einstellen und so jederzeit mühelos überzeugen können, ob das Kolobind auch ruhig schlummert. Und in kurzem hofft man so weit zu sein, mittels einer angeschlossenen Fernsicht- richtung das Treiben des zu Hause gelassenen Stammhalters jederzeit überwachen zu können. Ein dergleichen Apparat kostet aber 3. St. noch rund 125 000 Mark.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31

Altena, den 18. August

1931

Kritik am eigenen Ich

Die meisten Menschen sehen zwar den Splitter im Auge des Nächsten, der Balken im eigenen aber entgeht ihrem Bewußtsein. Wir wollen gerechterweise gerne einräumen, daß eine richtige Selbstbeurteilung wohl das Schwerste ist, was es überhaupt geben kann. Gegen sich und die eigenen Schwächen, die einem jeden, auch dem besten von uns, naturgemäß anhaften, ist man eben stets nachsichtiger gestimmt als gegen die des Nebenmenschen. Bezeichnenderweise aber verurteilt man bei anderen stets jene Fehler, die der eigene Charakter aufweist, am meisten. Dies scheint ein unverrückbares Gesetz zu sein!

Strenge gegen sich selbst, Nachsicht und Milde gegen andere! Wer das durchzuführen vermag, ist ein Weiser, ein wahrer und frommer Christ. Je weiter der Mensch in seinen Lebensjahren fortschreitet, desto eher haftet ihm jene Patina von Güte und Menschenfreundlichkeit an, die man als Abgekühltheit zu bezeichnen pflegt und die die Eynüchtheit des Alters beinhaltet.

„Frauen empfinden die eigene Schönheit, sie empfinden auch die ihrer Mitbewerberinnen, aber sie empfinden niemals ihre eigene Hässlichkeit“, sagte einstmal ein bekannter Philosoph. Dies bedeutet, daß es gerade Frauen sehr schwer fällt, Selbstkritik zu üben. Und darin liegt ein Unrecht, das man der Frau, insbesondere der Frau von heute, zufügt. Denn sie ist mehr denn je gezwungen, sich über ihr eigenes Ich Rechenschaft abzulegen, da sie heute für fast alle Dinge des Lebens die gleiche Verantwortung trägt wie der Mann. Gerade bei der Charaktergestaltung wird von den Frauen viel Willensstärke aufgebracht, um diesen zu formen und den Anforderungen des täglich schwerer werdenden Lebenskampfes gewachsen zu sein.

„Erkenne dich selbst!“ stand bereits im Altertum am Eingang des weltbekannten Griechentempels zu Ephefos und diese Mahnung findet sich in allen Religionen wieder. Damals galt es als Zeichen des Weisen, innere Betrachtung und genügende Selbstkritik aufzubringen. Heute ist es eine selbstverständliche Forderung, die sich nicht nur auf den Charakter, sondern auch auf die Arbeitsleistung jedes Menschen, also auch der heutigen Frauenvwelt, bezieht.

Die objektive Beurteilung der eigenen Person muß früh geübt und gelehrt werden. Erst wenn man sie richtig handhabt, gibt sie zu innerer Erhebung Anlaß. Es ist durchaus nichts Neues, eigene Fehler zu erkennen und vor sich selbst eingestehen. Treu ist menschlich und Selbstkenntnis ist bekanntlich der erste und unerläßliche Schritt zur Besserung.

Schwere lebensfeindliche Mißfolge, große durch eigene Schuld hervorgerufene Enttäuschungen bringen viele Menschen, leider jedoch viel zu spät, dazu, in ihrem eigenen Innern Einkehr zu halten. Vielfach geschieht das erst dann, wenn teures Vergeßes bezahlt und das Nichterkennen der Fehler nie wieder gutzumachende Folgen nach sich zog.

Wer gegen sich selbst strenge ist, pflegt gegen andere milde zu werden, weil er all die Schwächen, Fehler und Unzulänglichkeiten der Menschensele besser vermag.

Eine Mitarbeiterin Mussolinis

Margherita Sarfatti — die Frau in der Politik.

Von Dr. Erich Körtner.

„Ich scheue mich nicht, den politischen Einfluß der Frau zu erweitern“, erklärte Mussolini gelegentlich.

Die Kinder von Dietramszell begrüßen den Reichspräsidenten



Für ein paar kurze Urlaubswochen ist der Reichspräsident jetzt auf dem bayrischen Gut Dietramszell eingetroffen. Die Kinder des Ortes begrüßten den Reichspräsidenten, dem sie seit Jahren eine große Liebe entgegenbringen, aufs herzlichste.

lini gelegentlich. „Mander Vangemacher fürchtet, daß der zunehmende Einfluß der Frau eine Weltkatastrophe herbeiführen könnte. Das bestreite ich.“ Tatsächlich hat der Duce einer Frau einen bedeutenden Einfluß in der faschistischen Politik eingeräumt: Margherita Sarfatti. Sie ist mit ihm durch die und die dinsten in Mailand leinertest gebürtet, ge- dardt, gekämpft und seinen Aufstieg zum Italiener mitgemacht. „La Sarfatti“, wie sie die Residenz Mussolinis, am Ende der alleoritzigen Via Normantana. Sie kennt den Duce. Sie schrieb den „Duce“, die erste Biographie Mussolinis. Er weiß sie zu würdigen.

Margherita Sarfatti ist der unverfälschte Typ der Venezianerin: blond, schmales, raffi- ges Gesicht, blaue Augen, stattliche Fi- gur, wie sie Tiepolo, Tizian und Veronese in ihren Meisterwerken verherrlichten. Sie hat das beständige Vächeln der Italienerin und ihre melodische Sprache. Temperament, warme Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft trieben sie, die vermählte Tochter einer reichen venezianischen Familie, dem Sozialismus in die Arme. Heute glaubt sie wie Mussolini, daß nur der Faschismus die Menschheit aus der Sachlage sozialer Ungerechtigkeiten her- ausführen kann, in die alle Kulturoffiker durch den Vernichtungskampf zwischen Arbeit und Kapital geraten sind.

Vor allem ihr Einfühlungsvermögen und Fingerfertigkeit in politischen und sozialen Fragen unserer Zeit hat Mussolini stets an ihr geschätzt, obwohl er im allgemeinen der Frau keine politische Führerschaft im Leben einer Nation einräumt. „Jedes Pferd kann Intuition haben“, aber nur eine Frau besitzt Intuition. Aber diese Intuition macht sie meistens verdächtig in der Politik und als Politikerin.“ Das sind Mussolinis eigene Worte. Wenn Ausnahmen eine Regel be- stätigen, dann ist Margherita Sarfatti in der Tat eine besonders rühmliche von ihnen. Er hält bekanntlich nicht viel vom Wahlrecht der Frauen wie überhaupt nicht vom Wählen. Für ihn hängt der Lauf der Geschichte un- teres Jahrhunderts nicht davon ab, wie Frauen und Männer wählen, sondern davon, was sie an großen Leistungen zustande bringen. Und wenn Mussolini gelegentlich seine langjäh- rige Mitarbeiterin Sarfatti als „Frau mit aus- geprägtem politischen Sinn“ bezeichnet hat, so zählt dieses Lob zweifelslos doppelt. Und eine Erweiterung des politischen Einflusses der Frau soll in der kleinsten Zelle des Sta- tes, der Familie, angestrebt werden: ver- trau- nisvolle Kameraden des Mannes und zucht- volle, verantwortungsbewußte Mutter soll die Faschistin sein, dann wird sie auch eine gute Staatsbürgerin sein. Jegliche Art ungelun- der Frauenemanzipation lehnt der Faschismus strikt ab. Margherita Sarfatti war einst So- zialistin, die im marxistischen Fahrwasser schwamm, und Frauenrechtlerin — sie ist heu- te eine glühende Patriotin und glückliche Mutter.

Bewundernswert sicher steht diese Frau und Mutter noch heute im Brennpunkt des politi- schen Lebens ihres Heimatlandes. Politiker, Journalisten, Künstler, Sozialbeamte gehen bei ihr ein und aus, wollen Rat und Hilfe. Hinter den Kulissen faschistischer Politik ar- beiten — nur für den Eingeweihten sichtbar — ihre schlanken, feingliedrigen weißen Hän- de nicht selten mit ungeahntem Erfolg. Eine in sich geschlossene Frauenpersönlichkeit ent- wirrt in klarer Zielstrebigkeit manche ver- wickelten Fäden eines überlegerten männ- lichen Intellekts. Ihre Ratsschlüsse und Maß- nahmen überraschen durch Takt und prakti- schen „Mutterwitz“.

Gern erzählt Signora Sarfatti Erlebnisse aus den bitteren Kindheitsjahren des Faschi- mus. Wie sie in Mailand als Frau eines marxistischen Wochenschriftstellers lebte.

Alles — nur keine Hausfrau

Skizze von Kurt Miethke

Elisabeth sah rauchend im Klubseffel. „Johannes“, sagte sie, „ich brauche fünf-hundert Mark.“

Johannes antwortete nicht.

„Was gibst du?“ fragte sie. „Ist Dir nicht wohl?“

Johannes stand auf und ging zu ihr. Er legte seine Hand auf ihr Haar und streichelte es. Seine Augen waren traurig. „Elisabeth“, sagte er, „ich muß Dir etwas mitteilen. Ich bin ruiniert.“

„Aber Elisabeth! Wie ist denn das möglich?“

„Wir leben in einer grauenhaften Zeit. Du weißt nichts davon. Du hast nie etwas davon gemerkt. Dem Himmel sei Dank. Weißt Du noch, Elisabeth, was ich Dir sagte, als wir heirateten?“

„Und ob ich es noch weiß! Du sagtest mir, Du müdest keine Hausfrau zur Gattin haben. Mein, Du wolltest ein modernes, schönes, gepflegtes, ein elegantes Weib und nicht eine mit Schürze und rauhen Händen.“

„Das sagst du.“

„Und habe ich Deinen Wunsch nicht erfüllt? Bin ich nicht eine Luxusfrau geworden, wie Du es Dir wünschtest? Habe ich mich nicht mit Kleidern für Tausende von Mark bedacht? War ich nicht elegant und gepflegt und schön?“

„Du warst es nicht nur, Elisabeth, Du bist es noch.“

„Und das alles soll jetzt einen Abbruch finden? Erzähle, was los ist, Johannes!“

Weltwirtschaftskrise, Elisabeth. An allen Börsen der Erde krachte es, Amerika hat hohe Zollschränken errichtet, und Du weißt, daß wir hauptsächlich nach dort ausgeführt haben. Unser Hauptabgabengebiet ist zugesperrt. Amerika kauft nichts mehr, und Deutschland kann es nicht. Es gab ein Mittel...

„Welches?“

„Wir mühten eine Schwesternfabrik in Amerika errichten. Aber dazu gehört Geld. Mindestens hunderttausend Mark. Diese Summe kann ich nicht aufbringen. Wer will uns heute Kredit geben? Unsere Inlandabnehmer zahlen

nicht oder schließen Vergleiche ab. Ich bin am Ende.“

„Nein“, sagte Elisabeth.

„Nein?“ fragte er. „Du siehst, warum wäre ich nicht?“

„Du bist es nicht. Komm mit mir, Johannes!“

Johannes stand erstaunt auf und folgte seiner Frau, die ihn die Treppe hinauf zur Wohnung ihrer Mutter führte.

Hier öffnete sie eine Tür und Johannes trat ein. Da sah ein junges Mädchen an einer Nähmaschine und nähte zwei große Stücke lichtgrauer Seide zusammen.

„Wann wird das Kleid fertig sein, Luise?“

„Morgen ganz sicher“, sagte das junge Mädchen.

„Danke, Luise.“ Elisabeth zog Johannes aus dem Zimmer und stieg mit ihm wieder in ihre Wohnung hinab.

„Was hat das alles zu bedeuten?“ fragte er. „Sehr viel“, erwiderte sie. „Seh Dich mal hin, Johannes, hör mal zu! Ich muß Dir einen furchtbaren Schlag verziehen.“

„Sprich Elisabeth!“ sagte er und war schreckensbleich.

„Hier ist der furchtbare Schlag“, lächelte sie und holte aus einer Schublade ein grünes Büchlein.

Johannes nahm es mit zitternden Händen und öffnete es, dann schrie er: „Elisabeth? Was bedeutet das? Siebenundneunzigtausend Mark?“

„Eine ganze Masse Geld, nicht wahr?“ lächelte sie. „Also nun muß ich Dir einen kleinen Vortag halten. „Nur keine Hausfrau“, das war Deine Devise, als Du mich geheiratet hast. Ich mußte mich nach Deinem Wunsch richten, obwohl es mir schwer genug gefallen ist, Johannes. Denn im Grunde meiner Seele bin ich alles andere als ein Luxusweibchen, sondern ein Bürgerkind und recht stolz darauf. Aber man soll immer ja nie gestehen, was man wirklich liebt. Und wollte

ich mich erhalten. So wurde ich denn eine Luxusfrau. Anscheinend. Denn ich konnte meinen mahnen, meinen hausfraulichen Charakter doch nicht ganz töten. Du hattest den Eindruck, eine elegante Gattin zu haben, und das hat Dich eine ganze Masse Geld gekostet, nicht wahr? Jede Woche kam ich und bat um Geld, immer um zwei, drei, manchmal auch fünf-hundert Mark, und Du gabst es mir. Ich brauchte das Geld für meine Bedürfnisse als Luxusweibchen, so dachtest Du, für meine schönen Kostüme. In Wahrheit brauchte ich es gar nichts anderem.“

„Ich beginne zu ahnen, Elisabeth!“

„Na, Zeit genug dazu hattest Du ja. Ich nahm einen witzigen Bruchteil des Geldes und ließ mir von einer Schneiderin meine Luxus-kostüme herstellen. Nach Pariser Modenge-zeiten. Immer die neuesten, elegantesten Modelle. Alles nach meinen Angaben und unter meiner Mithilfe. Folge davon: Ich konnte große Summen zurücklegen. In den letzten Jahren unserer Ehe habe ich das geparkt, was ja in dem Sparkassenbuch steht. Siebenundneunzigtausend Mark. Ich wollte dorthin fünf-hundert Mark von Dir haben für ein neues Kleid. Das neue Kleid, aus lichtgrauer Seide, kostete mich fünfzig Mark. Die Seide dreißig, der Arbeitslohn zwanzig Mark. Ich hätte wieder vier-hundert-fünfzig Mark aus der Kasse bringen können. Derus wird nun leider nichts.“

„Elisabeth!“

„Johannes!“

„Ich bin — fassungslos.“

„Das kann ich mir denken! Was würdest Du sagen, wenn ich Dir einen Kredit in Höhe von siebenundneunzigtausend Mark bewilligte zur Anlage einer Schwesternfabrik in Amerika? Was würdest Du dazu sagen, Johannes?“

Johannes sagte nichts. Er ergriff stumm ihre Hand und küßte sie. Seine Augenwinke waren merklich feucht. Elisabeth aber lächelte...

um ihre Kinder vor dem Verhungern zu bewahren. Wie sie dort unter den Rebakteuren des „Avanti“ einen jungen Braukopf mit hochliegenden Plänen kennen lernt: Benito Mussolini. „Ich schrieb Artikel für seine Zeitung und kam so in engere persönliche Berührung mit einem Manne, von dem ich schon damals fest überzeugt war, er würde es noch weit im Leben bringen“, bekennt sie heute. Wer seine flammenden Artikel las, ihn reden hörte und seine unerhörte Arbeitskraft kannte, mußte wissen, hier bündelte sich ein großer, genialer Mensch im Schmelz seines Ange-sichts den ihm vom Schicksal vorgezeichneten Weg. Als der Weltkrieg ausbrach und Mussolini als Soldat an die Front ging, da war es Margherita Sarfatti, die das fahstische Geisteswerk Mussolinis getreulich verwaltete. Am „Popolo d'Italia“, der ersten Zeitung des Faschismus, wirkte sie eifrig mit. Im Jahre 1919 gründete sie mit Mussolini zusammen eine neue politische Zeitschrift, die „Gerarchia“, die sie noch heute redigiert. Und wie waren ihnen die italienischen Kommunisten auf den Fersen! „Schlagt die Faschisten, wo Ihr sie trefft.“ Diese Wortschreie der Antifa forderte schon damals ihre Opfer. Die Faschisten aber

behaupteten sich. Sie rouchen am Widerstand und mit ihren Zielen. „Unsere politischen Ideale ermutigten uns immer wieder zur Aufnahme eines ungleichen Kampfes, in dem uns lange Zeit die nötigsten Mittel und Mit-arbeiter fehlten, aber wir schafften es doch noch“, erzählt „la Sarfatti“ jetzt voller Stolz. „Es waren bange, schicksalschwere Nächte, als wir mit dem Faschistenmarsch auf Rom alles auf eine Karte gesetzt hatten und in der Reaktion des „Popolo d'Italia“ gepannt auf das Ergebnis warteten.“ Mussolini aber hat seine treuen Mitkämpfer in den Tagen größ-ter Not und Bedrängnis nicht vergessen. Und Margherita Sarfatti insbesondere gilt „ein Dank. Sie hat ihm zur Zeit seines Aufstiegs manche kleinen zeitraubenden Hindernisse selbstlos aus dem Wege geräumt.“

gegeben werden, nicht unter Armausrenken und Rückgratverkrampfungen und ja nicht irgendeine dörb! Wenn junge Tanzfunden-schüler und -schülerinnen ihn regelrecht als Zerknagel vorgelegt bekommen, so hat dies seine Berechtigung, wenn auch nicht immer den gewünschten Erfolg. Zu gemindertem Auftreten jeder Art gehört schließlich immer zunächst angeborene Grazie.

bleibt noch die Frage: Wer hat wem die Hand zu küssen? Die Antwort ist einfach, denn der Handkuß gebührt streng genommen nur der verheirateten Frau und neuerdings, deren Beruf oder Runkelschaft sie über jün-gere Unverheiratete hinaushebt. Herren jeder Altersstufe und wohlgezogene junge Mädchen unterwerfen sich der Handkühlsitte. Zudem Kinder bederlei Geschlechts und eine forglame Mutter wird ihren Kleinsten schon die richtigen Hinweise geben, um die verlangten Argu-mente der Hygiene zurecht zu machen.

Zum Schluß noch ein Hinweis: Nie küßt man die behandschulte Hand, aber da heutzu-tage mehr und mehr die Gewohnheit um sich greift, vor jedem Handschlag sich mit schnellem Griff seines rechten Handkühls zu ent-ledigen, so wird diese Einschränkung illusorisch. Alles in allem: Mütter, die bei ihren Kin-dern auf den Handkuß dringen, geben ihnen eine gute Mitgabe für das spätere gesellschaftliche Leben. Schärken sie bei ihnen außer-dem das Taktgefühl, so werden später die Gerangemachten nicht im Zweifel sein, wo sie die Handkühlsitte zu betonen, und wo sie gegebenenfalls zu unterlassen haben.

Charlotte R.

Der Handkuß

Handküssen ist Sitte des Ostens! In Ruß-land, im Baltikum, man kann sagen bis zur Elb-grenze Dokument guter gesellschaftlicher Erziehung. In Westeuropa dagegen unbekannt, in Westdeutschland vielfach verpönt. Beil zu untermwürfig „zu geziert“. Somit ist für uns die Frage berechtigt: Sollen wir die Sitte des Handkusses pflegen, sie unseren Kindern an-erzählen, von jungen Mädchen erwarten und von den Herren der Gesellschaft als Selbstver-ständlichkeit hinnehmen?

Entscheidend für die Beantwortung dieser Frage wird in der Tat hauptsächlich die geo-graphische Lage unseres Aufenthaltsortes. So merkwürdig dies anmutet. Aber was in Bres-lau und auf den pommerischen Gütern und selbst auch noch in Berlin gilt, wird in Stuttgart oder in Köln sich nicht durchzusetzen vermögen. An-passung also auch in Bezug auf die Handkühlsitte!

Und doch, man mag ihn ablehnen oder nicht — oft werden hygienische Gegenstände ange-führt, die unhygienisch sind, da niemand einen regelrechten Kuß, sondern nur die Andeutung einer Berührung verlangt — schon allein die Geste ist beständig und hat weitmännlichen Charakter. Denn Handkuß ist gleichbedeutend mit Huldigung vor der Frau schlechthin, vor dem ehrwürdigen Alter, der Schönheit, der An-mut. Immer aber ist der Handkuß der Aus-druck der Höflichkeit.

Allerdings darf er weder lässig noch plump

Was man für die Gesichtsfarbe nicht tun soll

Von Gräfin de Caro.

Die Frau von heute sucht fortwährend nach neuen Mitteln, um ihre Schönheit zu bewah-ren. Doch wie wenige Frauengibt es, die dieses Suchen richtig betreiben! Die Pflege der guten Gesichtsfarbe beginnt mit dem ver-münftigen Essen.

Vor kurzem war ich bei einer Dame zu Be-such, die sich über ihre schlechte Haut beklagte. „Ich habe ein Vermögen für Gesichtsmaske-n und Salben verbraucht, und es hilft doch nichts.“

Sagen Sie mir bitte, was soll ich tun?“ fragte

he mich, aus der ich gerade einen kleinen Kuchen ausuchte.

„Legen Sie den Kuchen zurück!“, sagte ich. „Sie essen viel zu viel Süßigkeiten.“

„Ich kann doch nicht verhungern“, war die Antwort, und der Kuchen wurde trotz meines Protestes aufgefressen. Diese Frau verlor die Wirkung all ihrer teuren Mittel nur durch unrichtige Nahrung.

Die Frau, die zu viel Süßigkeiten genießt, zu viel Cocktails trinkt und keine Früchte isst, darf nicht erwarten, daß ihre Gesichtsfarbe gut bleibt. Andererseits kann eine Frau, die einige Gesundheitsregeln beachtet, eine wirklich schöne Gesichtsfarbe durch wenige Mittel er-halten.

Sie sollte nur mäßig rauchen, sie sollte eine einfache und gesunde Nahrung zu sich nehmen, sie sollte täglich Gymnastik treiben und viel Obst essen.

Wenn sie morgens aufwacht, dann sollte sie ein Glas heißes Wasser trinken und den So-einer Apfelsine oder einer Zitronen zu sich neh-men. Diese Angewohnheit wird die Gesun-heit des Körpers und der Haut fördern.

Wenn die innere Behandlung beachtet worden ist, dann soll man sich an die äußere wenden. Vor allen Dingen muß die Haut rein gehalten werden. Aber die Frau, welche ihr Gesicht sorgfältig wäscht, um es dann mit fetter Creme oder flüssigem Puder einzureiben, hat keine saubere Haut, denn alle Poren sind verstopft. Das verursacht schlechten Teint und Runzeln. Eine Grundlage für den Puder muß da sein, ein paffendes Gesichtswasser oder Matteme — die keine staubigen Bestandteile enthält und die den Puder verhin-dert, in die Poren einzu-zudringen.

Manche Frau befürchtet, daß ihre Gesichtsfarbe nachher, wenn sie Creme gebraucht, in der Regel ist die Furcht übertrieben. Es gibt heute vorzügliche Präparate, die bestimmt das Wachstum der Haare nicht fördern. Und der einzige Weg, keine Runzeln zu bekommen, ist der, die Haut ordentlich zu pflegen.

Man muß sich aber hüten, zu viel des guten zu tun. Eine Dame klagte mir vor kurzem, daß sie ständig Pickeln im Gesicht habe. Ihre Gesichtsfarbe war gut, ihre Nahrung vernünftig, sie konnte sich die Ursachen der häßlichen Flecke nicht erklären. Ich fragte sie, was für eine Creme sie benutzte, und sie nannte mit ein be-kanntes und teures Präparat. Ich empfahl ihr ein anderes, das weniger fett war, und die Pickeln verschwanden. Sie hatte eine sehr zarte Gesichtsfarbe, welche die zu fette Creme nicht vertrug.

Es ist nicht immer richtig, sich auf ein be-sonderes Mittel, das bei der ersten Behandlung geholfen hat, zu verlassen. Man erhält manch-mal eine viel bessere Gesichtsfarbe, wenn man die Mittel wechselt, doch hierüber befragt man besser einen Fachmann.

Vor allen Dingen muß man aber das be-achten, was man nicht tun darf. Rauchen Sie nicht täglich dreißig Zigaretten, trinken Sie nicht Wein, wenn Sie Wasser trinken können, lassen Sie nicht das Obst vorbeigehen und essen Sie nicht statt dessen Schokolade, und verstopfen Sie nicht Ihre Poren.

Die Gesichtsfarbe braucht wie alles im Leben eine verständliche Behandlung. Als man Wasser fragte, wie er seine Farben mischt, antwortete er: „Mit Verstand.“ Die Frau, welche ihre Gesichtsfarbe schon erhalten will, sollte ihre Cremes und Gesichtswasser nicht nur mit ihren Fingern, sondern auch mit Ver-stand gebrauchen.

Von Korb zu Korb

Strand-Dialog von Rudolf Presber.

Der Herr im Strandkorb Nummer 68 fragt über den Burgwall hinüber: „Waren Sie ei-gentlich schon mal, Herr Nachbar, am anderen Ende des Strandes?“ Ganz da drüben?“

Der Herr in Strandkorb Nummer 24: „O ja, da hatte ich zuerst sogar ein paar Tage lang meinen Korb stehen.“

Hr. 68: „So? Und ich — hm, ich überlege ernstlich, ob ich nicht da hinüber... Vielleicht ziehe ich morgen um.“

Hr. 24: „So. Ja, es ist etwas windge-schütter dort.“

Hr. 68: „Windgeschütter? Ja, das auch.“

Hr. 24: „Durch den Wald.“

Hr. 68: „Eben. Der Wald tritt dort so dicht heran, nicht wahr? Man braucht nur die Treppe hinaufzugehen und ist mitten im Wald.“

Der hat so schönes Unterholz... Es geht sich da gut — so summtig, nicht wahr — so — so zu Zmeilen und so...“

Hr. 24: „Ja, ich denke, es geht sich dort ganz gut.“

Hr. 68: „Sehen Sie, Sie sind dort wohl auch schon mal — abends — so durch den Herbst geheizt.“

Echte Nutria-Pelze aus Oberbayern



Blick auf die Pelztierfarm in Rohwies bei Bad Tölz (Bayern).



Der Besitzer der Pelztierfarm füttert seine Nutrias.

In Rohwies bei Bad Tölz hat ein Pelztierzüchter eine Farm eingerichtet, in der er vor allem die argen-tinischen Sumpfbiber züchtet, deren Felle als Nutria-Pelze zu den edelsten Rauchwaren gehören.

Friedrich der Große und Gräfin Orczelska

Von Otto R. Gervais.

Nachdem Preußens König Friedrich Wil-helm sich entschlossen hatte, der Einladung des Sächsenkönigs August des Starken Folge zu leisten und den „Kaiserhof“ Dresden zu be-suchen, zerstreuten auch seine Berater, Grum-bach und Seckendorff, die Bedenken, die er ge-gen die Mitnahme seines Sohnes Friedrich geltend machte. Der Thronfolger sei zu jung und in Dresden vielen Versuchungen ausge-setzt, die seinem Charakter schaden könnten. Es waren jedoch Gründe da, die für die Reife des Kronprinzen sprachen, der einmal lernen sollte, Vergleiche zwischen der eigenen und der frem-den Residenz zu ziehen. So kam Friedrich an den Dresdner Hof. Für ihn war es ein Besuch im Himmel, wenn man berücksichtigt, wie un-erträglich ihm die letzten Jahre der strengen Erziehung erschienen.

Bereits am zweiten Abend von Friedrichs An-kunft in Sachsens Hauptstadt standen sich zwei Menschen gegenüber, deren Augen beim ersten Blick ineinander glommen. Von tau-send Kernen im Festsaal des Schlosses umloht, inmitten eines moogenden, heiteren Gastes-tes, umtaucht von italienischen Weinen, saßen sich diese beiden Menschen — nur einen Augen-blick lang. Er genügte, um in beiden jene heimliche Leidenschaft für einander zu ent-fachen, die sich Friedrich noch in seinem hohen Alter dankbar erinnerte. Friedrich sah die Gräfin Orczelska. Er fand sie aus der Fülle schöner Frauen heraus, obgleich er sie nicht kannte. Sie, die Tochter Augusts des Starken, sah den anabehafteten Oberleutnant, den Kronprin-zen von Preußen. Und diese Frau, deren Pro-fil voll reizender Linien und Gliden, deren noch geschwungene Lippen und sinnliche Züge es dem Thronfolger angetan hatten, sie kannte die freudlose Jugend des Gastes aus Erzählun-gen ihres Vaters; sie war bereit, ein wenig Freude in die Tage seines Besuchs zu tragen. Der Sechzehnjährige begann in einer Vision zu leben, fühlte nur die Nähe der einzigartigen Frau und atmete den Duft dieses Begegnens in jugendlich-dionysischen Zügen ein. Bis er trunken wurde, sie bestürmte, um ihre Liebe an-nehmen. Am 20. Februar 1728 gab es in Dresden keinen Menschen, der glücklicher war als der Kronprinz von Preußen. Der König Friedrich Wilhelm vernichte zum ersten Mal den Gute-Nacht-Wunsch seines Sohnes. Grum-bach zwinkerte August dem Starken an des Festsaal verhandlungslos zu. Sie waren da, beiden einig, die Befehle wählten...

In den beiden Liebenden entstand jener Drang zur Absonderung, zur Isolierung, wie er immer in zwei Menschen vorhanden ist, die sich gegenseitig ausschließlich erfüllen möchten. Die Orczelska mußte nun, daß sie das erste Weib war, das Friedrich begehrte. Dieses unglückselige Gefühl ermöglichte ihrem Emp-fängnis eine neue Wertung für jene Dinge, die verblüht, abgestumpft, fast verächtlich wa-ren. Sie hatte in die freudlose Jugend eines Mannes unendlichen Jubel getragen! Trotz-dem gab sich die „Messalina Europas“, wie die Orczelska völlig unzutreffend von der Nachwelt vielfach genannt wurde, keinen Illu-sionen hin, etwa die Ewigkeit, und

Hr. 24: „Welche Dame?“

Hr. 68: „Die mit dem weißen Bolagnese-hündchen, das den blauen Schlupp auf dem blauen Kopf...“

Hr. 24: „Ach so, die! Ja, die war schon da. Die kam schon acht Tage vor mir.“

Hr. 68: „Sehen Sie, Sie wissen gleich, wen ich meine! Sand aufs Herz, haben Sie schon jemals so wundervolles blondes Haar ge-sehen?“

Hr. 24: „Seltener. Aber das Haar ist, glaub-ich...“

Hr. 68: „Gefärbt?! Natürlich — das ha-ben die Damen nebenan im Strandkorb auch gleich behauptet. Alles Hübsche soll immer gleich „nicht echt“ sein. Aber — die famose Fi-gur — ist die extra auch nicht echt?“

Hr. 24: „Soviel ich weiß, doch.“

Hr. 68: „Soviel Sie wissen? Sie sind ja ein ganz Schlimmer! Eine Sängerin soll's sein.“

Hr. 24: „Gewesen — sie singt nicht mehr.“

Hr. 68: „Aus sehr guter Familie.“

Hr. 24: „Na ja, aber aus nicht sehr ange-nehmer.“

Hr. 68: „Na, mit der Familie hat man ja schließlich nichts zu tun, wenn man von einem Strandkorb in den anderen... Und — wenn man so durch den Wald geht... Was? Die Familie lebt ja wohl in Kolberg?“

Hr. 24: „Bamberg.“

Hr. 68: „Sie sind ja fabelhaft orientiert!“

Hr. 24: „Auch erst allmählich geworden.“

Hr. 68: „Na, natürlich. Man kann doch eine fremde Dame nicht so ohne weiteres fra-gen: Was ist Ihr Herr Vater? Lebt Ihr On-kel noch...“

Hr. 24: „Und wenn man fragt, erfährt man nicht immer die Wahrheit.“

Hr. 68: „Na, erlauben Sie, von die-er Dame — haben Sie sich die mal näher angeschaut? In diesem ablen, herben Gesicht liegt etwas wie absolute Wahrheitsliebe, wie restlose Ehrlichkeit.“

Hr. 24: „Sowas kauft man manchmal.“

Hr. 68: „Also, Herr Nachbar — Herr Nach-bar, Sie wollen mir diese famose Frau bloß vereheln.“

Hr. 24: „Warum sollte ich das?“

Hr. 68: „Ich glaube übrigens, man muß sich da beeilen. Ihr Trottel von Mann soll sie nächstens besuchen kommen.“

Hr. 24: „Ist schon da.“

Hr. 68: „Ist schon da —? Der Trottel ist schon...“

Hr. 24: „Ja. Aber ist's denn ein Trottel?“

Hr. 68: „Man hört's allgemein.“

Hr. 24: „Wie rasch sich so etwas herum-spricht.“

Hr. 68: „Wie so rasch?“

Hr. 24: „Mein Gott, ich bin erst fünf Tage hier. Und habe die Frau doch erst im vorigen Augenblick gesehen.“